

## Stuttgart Stadtraum in Bewegung

### Keine falsche Bewegung!

Wenn eine Ausstellung eröffnet wird,

meine Damen und Herren,

steht immer jemand vorne und sagt etwas dazu. Sie kennen das, wir kennen das. Verunsichert bin ich immer, wenn es bei einer Vernissage abstrakte, minimalistische Arbeiten zu entdecken gibt, monochrome schwarze Bildtafeln, Skizzen aus zittrigen Kohlestrichen oder eine ausgeglühte, rostige Eisenplatte, also Kunst, auf die man sich voller Neugier einlässt, vielleicht auch irritiert daran Gefallen findet. Und dann spricht ein Kunsthistoriker eine Dreiviertelstunde lang über die Autonomie der Form, die latente Dystopie des Unwirklichen oder das Sein im Seienden. Ich gebe zu, mir geht es dabei immer wie früher bei den Schulgottesdiensten: Ich verliere schnell die Konzentration und falle in eine Art erholsamen Trancezustand.

Einen anspruchsvollen Vortrag dürfen Sie deshalb von mir nicht erwarten. Die hier gezeigten Fotos sprechen so eine eindeutige Sprache, dass es unstatthaft wäre, einen geistigen Hochnebel darüber zu legen. Wenn ich einen Text zu schreiben beginne, setze ich mir manchmal hilfsweise eine Sentenz, eine Art Untertitel, der auch wieder verändert werden kann. In diesem Fall blieb es bei der Zeile „Keine falsche Bewegung!“

Es geht um Stadträume. Sie verändern sich, weil die Gebäude oder dazwischenliegende Wege und Plätze andere Aufgaben übernehmen sollen. Dass dies heute durch planvollen Abriss (oder Rückbau wie die Homöopathen heute sagen) eingeleitet wird und nicht durch militärische Bombardierungen, gehört zu den zivilisatorischen Errungenschaften. Stuttgart ist dabei kein exotischer Ausreißer. Vor 14 Tagen berichtete die Süddeutsche Zeitung ganzseitig über die „Münchner Metamorphosen“ in der Innenstadt, auch Frankfurt schafft es regelmäßig ins Feuilleton, wenn ein Journalist wieder einmal durch die zukünftige Vergangenheit zwischen Dom und Römerberg spaziert ist. [Das hätten sich Germanisten auch nicht träumen lassen, dass das Futur einmal aus dem Perfekt gebildet wird.]

Wir bleiben in Stuttgart, hier lässt sich der Stadtwandel nicht so eindeutig rubrizieren. Aber er findet statt, und er wurde sogar gefordert. Vor genau vierzig Jahren initiierte Wolfgang Ignée als Feuilleton-Chef der

Stuttgarter Zeitung eine Artikelserie, in der Frank Werner sich mit der „drohenden Zerstörung“ der Stadt auseinandersetzte. Ignée als Herausgeber der später in Buchform erweiterten Beiträge kommentierte dazu im Vorwort: „In diesem Jahrzehnt, genauer: in den noch verbleibenden wenigen Jahren dieses Dezenniums, wird es sich wohl entscheiden, ob die Stadt das einundzwanzigste Jahrhundert als eine lebendige, wachsende Metropole erreicht oder weiter als ein dem Zufall überlassenes, nur durchschnittlich attraktives Gemeinwesen vor sich hinkümmern wird.“ In den nachfolgenden Texten bleibt es dabei unentschieden, ob man eher den abgerissenen alten Häusern nachtrauert oder von der Qualität der Neubauten enttäuscht ist, weil sie sich nicht mit großstädtischem Aplomb in die Lücken stellen. Manfred Rommel, der damalige Oberbürgermeister, fand die für Politiker unverfängliche Formel: „Gegenüber der alten Baggergesinnung breitet sich zunehmend eine Gesinnung des Respekts vor der Vergangenheit aus. Aber es kommt auf das Maß des Bewahrens an. Man darf auch die Vergangenheit nicht inflationieren, denn dadurch würden dem gesellschaftlichen Fortschritt Zügel angelegt werden.“

Es sollte sich also etwas bewegen. Der Begriff passt dabei nur schwer zu Architektur und Städtebau, nicht umsonst spricht man von Immobilien, also von etwas Ortsfestem, von verlässlichen, stabilen Zuständen. Wenn sich Architektur bewegt, wie unlängst wieder in Italien und jetzt in Neuseeland, handelt es sich um eine Katastrophe. Im günstigen Fall besteht die Bewegung aus Momentaufnahmen, aus Veränderungen in Zeitabschnitten. Fotos sind dabei eine Art Kalibrierung, die eine Messstrecke begleitet. Man kann Bewegung aber auch auf die Arbeitsweise des Fotografen beziehen. Klaus Kinold verrät dazu: „Ein Architekturfoto beginnt bei mir immer mit größeren räumlichen Bewegungen. Ein paar Schritte vor, einige zurück, nach rechts, nach links, in die Hocke und auf die Zehenspitzen, auch einmal auf den Kamerakoffer. Das Auge, aber auch der Körper schwingen sich ein in das räumliche Liniennetz perspektivischer Überschneidungen. Die Schwingungen werden immer kleiner und kommen schließlich am richtigen Standpunkt auf dem Kamerastativ zum Stillstand...“ Bewegung ist also sowohl die Methode, den zeitlichen Wandel eines Ortes oder einer Haltung zu notieren als auch einen starren Raum durch eigene Ortsveränderung wahrzunehmen.

Um eine Bewertung geht es zunächst nicht, obwohl der Begriff „Bewegung“ heute positiv besetzt wird. Man unterstellt, dass das Beharren mindestens konservativ, wenn nicht rückschrittlich sei. Das Wort bezeichnet also einen Ausweg, der mit den herrschenden Verhältnissen bricht, anschließend sollte alles besser sein. Populär

wurde der Begriff mit der Studentenbewegung, gefolgt von der Frauenbewegung. Es gab allerdings auch im Dritten Reich eine Bewegung, „Die Bewegung“, das Zentralorgan des NS-Studentenbundes. Also Vorsicht!

Wir bleiben in Stuttgart. Ich kenne die Stadt noch ein wenig aus eigener Anschauung. Als ich Ende der siebziger Jahre mit meiner Frau hierher gezogen bin, wären wir nicht auf die Idee gekommen, den Ort mit dem Attribut „Bewegung“ in Verbindung zu bringen. Das Gegenteil war der Fall, man spürte es doch täglich: Wenn man abends aus dem Kino kam, wusste man nicht, wohin man sich bewegen sollte – außer redlich nach Hause. Also nichts wie weg, die steigende Abwanderungsquote musste schon einen Grund haben. Die boshaft verwandelte Marketingbotschaft „Stuttgart, die Stadt zwischen Hängen und Würgen“ wurde vom Feuilleton längst übernommen. DIE ZEIT resümierte: „Die Stuttgarter, die ihre Stadt seit der Währungsreform geradezu verkommen ließen, die Millionen und Abermillionen in ihren Untergrund vergraben und trotzdem die City durch zwei unüberwindliche Verkehrsschleusen dreigeteilt haben, müssen sich jetzt zuerst einmal selbst helfen.“

Also war der Stuttgarter Stadtraum doch in Bewegung geraten. Allerdings so, dass sich darin das Leben ver stolperte. Zwar wurde gebaut, aber man musste froh sein, wenn wenigstens Behnisch oder Kammerer + Belz auf den Bautafeln zu lesen war. Die beneidenswerte Topografie war eine Herausforderung, aber sie stand im Widerspruch zur reibungslosen Stadtentwicklung, wofür das gängige Repertoire aus breiten Straßen und hohen Häusern bemüht wurde. In den 1980er Jahren mutierte das Bauen zu einer Art Wiedergutmachungsarchitektur. Bei der Commerzbank hatte man noch die Widerspiegelung der Stiftskirche als verträglichen Beitrag zum „neuen Bauen in alter Umgebung“ akzeptiert. Aber künftig wollte man es kleinteiliger haben, mit stehenden Fensterformaten, mit vor- und rückspringenden Fassaden, die Parzellenbreiten vortäuschten, mit dreieckigen Erkern, die den Preisrichtern bei jedem Wettbewerb als unentbehrliches Ornament ins Auge stechen sollten: Wir haben verstanden.

Davon ist man inzwischen längst abgekommen, der Kapitalismus ist eine ehrliche Haut. Wenn man in den letzten zwei Jahrzehnten, seit die Einwohnerzahl wieder stieg, nach Stuttgart kam, konnte man in der Innenstadt jedes Mal eine Veränderung feststellen. Als müsste man sich beeilen, solange der Bahnhofsneubau für Ablenkung sorgt, drehen sich jetzt überall die Kräne. Große, massive, meist gläsern spiegelnde, aber auch schwerleibig steinerne Kolosse ersetzen die vertrauten Innenstadthäuser. Es geht voran, Baugeschichte wird gemacht.

Während Frank Werner vor vierzig Jahren noch darüber trauerte, dass die „Reste einer Altstadt, um die man uns in Hannover oder Frankfurt beneidet hätte, [...] Jahr um Jahr planmäßigem Verfall anheimgegeben werden“, ist man inzwischen längst beim Austausch der Neuzeit angekommen. Der Soziologe Lucius Burckhardt kultivierte noch die „Theorie des kleinstmöglichen Eingriffs“, weil brachiale Neuordnungen der „Außenwelt unberechenbare Veränderungen des Bewusstseins nach sich [ziehen], die wiederum zum Bedürfnis nach neuen geplanten Zerstörungen werden können“. Der Architekt Jacques Herzog äußerte dagegen, bei ihm überwiege „der Impuls der Veränderung, das Risiko zu scheitern“. Da fragt man sich natürlich, was es für eine Stadt bedeutet, wenn ein Architekt in Casino-Mentalität verkündet, dass ihn das Abenteuer reizt. Herzog & de Meuron hatten bislang mit ihren „städtebaulichen Erdstößen“ Glück gehabt, sie verteilen sich global und gelten als Baukunst. In Stuttgart wäre ich vorsichtiger, in welche Leistungsklasse Abrisse und Neubauten gehören. Wer offenbar den besseren Entwicklungsplan vorlegen kann und weiß, wie man auf einem Grundstück mit einer höherwertigen Immobilie mehr Rendite erwirtschaftet, dem will man keine Stolpersteine in den Weg legen. Von wegen „verkommen lassen“! Stuttgart eifert modern, da lohnt es kaum noch, einen Architekturführer zu drucken, bis er erscheint, gehört er ins Moderne Antiquariat. Für die Schwabenmetropole reicht Facebook.

Auffallend ist, dass man die gebaute Stadt so schnell vergisst. An den alten Kleinen Schlossplatz kann ich mich noch erinnern, wie die Lauterschlagstraße, die Jägerstraße, die Theodor-Heuss-Straße vor vierzig Jahren ausgesehen haben, nicht mehr. Anders ist es mit bekannten Einzelbauwerken wie mit dem Geschäftshaus Lerche in der Königstraße, 1975 von Max Bächer und Harry G. Lie fertiggestellt. Es wurde dreißig Jahre später durch einen Neubau von Lederer Ragnarsdóttir Oei ersetzt, beides Häuser, für die man gerne das Attribut „zeitgenössisch“ verwendet. Meistens geht die architektonische Aufforstung aber weniger gut aus. Damit will ich kein betrübliches Resümee liefern, es wäre in jedem Einzelfall zu untersuchen, was die Bewegung im Stadtraum ausgelöst hat, wem sie dient, wer davon profitiert, wer sie bezahlt, was dadurch verschwunden ist – und was es bedeutet hätte, wenn alles unbeweglich beim Alten geblieben wäre.

Also alles schlecht? Alles gut? Können wir uns als Zeitgenossen zu so einem Urteil aufschwingen? Es muss jedenfalls schnell gehen mit dem Stuttgarter Stadtbau. Das mag bisweilen ein Fortschritt sein, ebenso kann es einen beispiellosen Verlust bedeuten. Diese Ausstellung hat sich auf den ideologiefreien Titel „Stadtraum in Bewegung“ besonnen. Wenn man sich beim Betrachten der Tafeln nicht bloß auf eine

ästhetische Kostprobe einlässt, wird man sehr wohl eine wiederkehrende Kritik in dem Bilderreigen entdecken. Aber sie wird nicht hammerhart vorgetragen, man wird nicht darauf gestoßen, die verlorene Identität von Alt-Stuttgart zu beklagen. Das historische Raster, in dem wir die gegenwärtige städtebauliche Entwicklung einpassen, hat weiche Koordinaten. Meine Generation, die gern mit ihrer politischen Ambition kokettiert, aber altersgerecht auf keine Bequemlichkeit verzichten möchte, mag diese Standbilder von Stuttgarter Außenräumen anders bewerten als ihre Eltern, die bei vielen Aufnahmen beklagen werden, dass darauf ja gar nichts Schönes zu sehen sei. Die Fotos folgen nicht mehr der geradlinigen Inventarisierung von Hugo Schmölz, Werner Mantz, Albert Renger-Patzsch oder Klaus Kinold, wie wir sie in den Bildbänden in Vaters Bücherschrank kennenlernten.

Die Veränderung der Fotoästhetik wäre einen eigenen Beitrag wert. Vor genau 20 Jahren habe ich in Michael Rutschkys Periodikum „Der Alltag“ einen Text über „Die deutsche Familie im Kleinbild“ geschrieben. Selbstironisch war darin auch von den eigenen fotomechanischen Abbildungsversuchen die Rede: „Eben: Knipsbilder und Aufnahmen gab es. Das war der Unterschied. [...] In diesem ästhetischen Warmbad muss auch meine frühe Überlegenheit, was das Urteil in fotografischen Dingen anging, gewachsen sein. Nach dem ersten richtig belichteten Film bestand für den sechzehnjährigen Spiegelreflexbesitzer die Welt nur noch aus Motiven. Natürlich nie direkt, man musste ihren Widerschein, ihren Kontrast im Gegenlicht, ihr rätselhaftes Bild hinter unscharfen Blumenwolken, von entfernten, waghalsig erklommenen Standpunkten oder aus Auspuffhöhe (im Liegen auf befahrener Straße) entdecken. Erst hinter den Dingen existierte die wahre Kunst, die sich nur mittelbar durch ihre Antithese offenbarte. Die Dialektik für die Dechiffrierung der Wirklichkeit in ihrer brüchigen Realität fand der Pennäler in schmutzigen Pfützen (in denen sich der Dom spiegeln musste), in Schaufenstern (deren verkäufliches Angebot vom seitenverkehrten Bild baufälliger Häuser überlagert wurde), hinter Gittern und Gattern, in Furchen und Fugen, durch Rinnen und Rohre. Der Oberprimaner in München: eine Begegnung der dritten Art. Was nicht da war, durfte natürlich herangeholt werden für das Kleinbild als Wille und Vorstellung.“ So viel zu meiner Praxis.

Als ich vor einigen Monaten bei Herrn Bechthold die Ausbeute Ihrer Stuttgarter Fotosafari das erste Mal gesehen habe, ausgedruckt auf Briefbögen und an die Bürowände gepinnt, wollte ich mir das Projekt nicht vorstellen. Es hatte so etwas von „Waldorfeltern basteln für die Monatsfeier“. Ob es sich um professionelle Aufnahmen eines Fotografen oder um mit dem Handy eingefangene Schnappschüsse handelte, blieb

noch offen. Vielfach erinnerten die Papierkopien an die Methodik der Lomografie, bei der nicht die technische Perfektion, sondern der künstlerische Zufall und der spontane Blick den Moment des Auslösens bestimmen. Zur Mitwirkung eingeladen waren „alle an der Weiterentwicklung Stuttgarts Interessierten und fotografisch Ambitionierten: GestalterInnen, ArchitektInnen, FotografInnen, BewohnerInnen und auch Gäste der Stadt“. [Ich hoffe, Sie sehen das große Binnen-I vor sich.] Im passablen Katalog, der meinen ersten Eindruck Lügen straft, sind fast immer die Webseiten der Bildautoren angegeben, so das man von einer kundigen, beruflichen Kameraführung ausgehen muss. Ja, beim Nachklicken hat sich bei mir autoritätsgläubig ein Respekt vor den professionellen Mitwirkenden eingestellt. Von Fotografen, die die Welt bereist und für internationale Magazine und Unternehmen gearbeitet haben. Insofern bin ich der Falsche, um über Kommunikationsdesign, Wahrnehmungstheorien, Bildsprache und Arbeitstechniken zu referieren. Wie in der Architektur vor dem Handwerk, habe ich auch beim Fotografieren einen Heidenrespekt vor Fachleuten und kann verstehen, mit welcher Verachtung sie darauf reagierten, als die Entwicklung der Digitalfotografie Architekten dazu verführte, ihre Häuser selbst zu „knipsen“ [!], um das Fotohonorar zu sparen. Allein das Surfen über die Webseiten der hier beteiligten Fotografen ist eine großartige, zeitaufwändige Erfahrung. Man kann sich kaum sattsehen. [Über die Gestaltung mancher Seiten könnte man noch einmal reden.]

Außer den Profi-Fotografen nahm die kreative Klientel aus Grafikern, Designern und Künstlern unterschiedlicher Disziplinen teil. Kaum Architekten! Ein Lehrer, ein Elektroingenieur, eine Studentin und eine Studentengruppe mit einer Semesterarbeit. „BewohnerInnen und Gäste“ haben dem Werkbund nicht mitgeteilt, ob und wie sie Stuttgart in Bewegung sehen.

Es gab keine Preise zu gewinnen, nicht mal eine Bewertung der abgelieferten Arbeiten. Wenn man sich die Mühe machen wollte, könnte man Motivgruppen bilden oder die Fotos nach herausgefilterten Absichten sortieren. Mitgegebene Sätze in der Randspalte des Katalogs lieferten dazu eine Lesehilfe. Wenn man dann versucht, „die Bewegung“ zu finden, könnte das zu folgenden Einsichten führen, es folgt eine unvollständige Aufzählung:

Da sind Bilder

– die einen vorübergehenden Zustand des Stadtumbaus festhalten, neue Perspektiven, die in absehbarer Zeit irreversibel verschwinden werden;

- Dann Dokumente von einem Abriss, die Befund und Eingriff wie bei einer schweren Krankheit zeigen;
- arrangierte Festpunkte, Referenzen für eine langfristige Entwicklung;
- Fotos von Baustellen für Verkehrswege einer künftigen Mobilität;
- Treppen als stadttypische Stellagen;
- Starrsinn: verbotene Räume;
- metaphorische Verortungen des städtischen Wandels;
- montierte, unwirkliche Gegendarstellungen, Leere als Raum für Bewegung;
- meteorologische Wechsel, auch Tag- und Nachtansichten;
- flüchtige Augenblicke durch verwischte oder angehaltene Bewegungen;
- auch als Aufforderung, den Raum zu erobern;
- und es bewegt sich doch: Standbilder als Filmsequenzen;
- räumliche Verwachsungen durch konkurrierende Infrastruktur, ein Abbild effektiver Bauabteilungen;
- was von der Bewegung bleibt: Indizien der Verwüstung – Müll, Zäune, Absperrgitter;
- Lähmung durch funktionale Reduktion;
- Ruinenästhetik;
- aber auch: startbereit, Baustellen vor Arbeitsbeginn;
- Blickwechsel durch neue Maßstäbe, Spurensicherung durch verräterische Details;
- unfreiwillige Bewegungen: Schatten, Reflexe, Spiegelungen;
- zwei Wirklichkeiten: Bilder im Bild als Zeitfenster;
- performative Montagen: nur was sich bewegt, bleibt sich treu;
- Gegenbilder: Stillstand, Ruhe;
- vorausseilende Versprechen: Warten auf... oder (Bau-)Tafelfreuden;
- andererseits: Bewegungsmelder, Hinweise auf angekommene oder ankommende Menschen;
- Menetekel: wo sich bald etwas verändern könnte;
- frohe Botschaft: wo sich etwas zum Guten gewandelt hat oder von Menschen selbstbestimmt in Besitz genommen wird.

Es sind Begriffsfragmente, ein Raunen, wie man es aufschnappen könnte, wenn man sich unter die Besucher mischt. Ob es sich schließlich um eine konstruktive Chronik der laufenden Ereignisse handelt, ob die Bilder kulturpessimistisch der Stadtgesellschaft ihre architektonischen Leistungen aufzeigen oder ob es sich um eine fatalistische Inventarisierung des Alltäglichen handelt – alles ist möglich. Im Untertitel heißt es: Eine fotografische Spurensuche. Sicher ist nur: So ist Stadt. Urbanität besteht aus dem gelebten Nebeneinander von Widersprüchen, daraus ergibt sich der Wandel, den diese Bilder festhalten. Die Fotografen haben Stuttgart *erkennungsdienstlich* behandelt, damit ihre

Aufnahmen uns Betrachtern *erkenntnisdienlich* sind: Verpasste Chancen, Kontinuität und Ratlosigkeit – Stadtplanung in Stuttgart war immer ein Lehrstück. Hinterher, wenn es alle sehen konnten. Und dann waren sie so ergriffen, dass sie das Missgeschick als liebenswerte, menschliche Leistung akzeptierten. Dies ist insofern weise, da wir Menschen fast immer widersprüchlichen Neigungen folgen: Wir wohnen nicht gerne an einem lauten Verkehrsweg, aber hätten doch gerne vor der Haustür einen Parkplatz, wir möchten vom Wohnzimmer ins Grüne sehen, aber ärgern uns über den Rasen mähenden Nachbarn, wir finden es bequem, zu Fuß unseren Lieblingsitaliener zu erreichen, aber wehe, dort sitzen abends nach zehn noch laute Gäste an der Straße, wir plädieren für eine Aneignung des öffentlichen Raums, finden aber alternative Straßenfeste spießig.

Gestern Abend bei meiner Bettlektüre habe ich noch ein paar Sätze in einem schweren Buch gefunden [man sollte es besser am Tisch lesen]. Darin unterhält sich der Architekt Volkwin Marg mit dem Glaziologen, Meteorologen und Paläoarchäologen Gernot Patzelt. Gegen Ende ihrer Konversation resümiert Patzelt: „Das Leben gibt es nur deswegen, weil es sich ständig verändert, weil die Verhältnisse sich ständig verändern. Die Herausforderung durch die Veränderung ist eigentlich der Apparat, der das Leben in Gang hält. Wo sich nichts mehr verändert, folgt nur noch der Tod.“

Darauf antwortet Marg alterweise: „Aber im Unterschied zur Gesinnung der frühen Moderne seit 100 Jahren, die alles in einem Furor verändern wollte – die Gesellschaft, den Menschen, die Natur – haben wir heute eine Beklommenheit, die nicht mehr verändern, sondern alles Vorhandene bewahren und schützen will. Und dabei wehrt sie nicht nur die bedrohlichen Veränderungen ängstlich ab, sondern auch die sinnvollen, die zu einer existentiellen Notwendigkeit werden. Wir dürfen die Gestaltung unserer natürlichen Umwelt nicht aufgeben, sondern müssen sie nur viel problembewusster mit mehr Rücksicht auf absehbare Kollateralschäden betreiben.“ Genau das wollen diese Fotos: problembewusst Absehbares festhalten. *Keine falsche Bewegung!* hieß es nur, wenn die Polizei in Entenhausen die dummen Panzerknacker dingfest machen wollte.

Um schließlich auf das eingangs Gesagte zurückzukommen: Es ist auch wichtig, bei der Eröffnung von Ausstellungen nicht zu lange zu sprechen. Deshalb bin ich nun am Ende und bitte Sie, sich der Attraktion des Abends zu widmen. Das sind diese Bilder, die Ihnen wie unter einem Brennglas zeigen, was Sie bewegen sollte. Bewegen wir uns hin!



Vielen Dank!